

**Schelling in Würzburg. Hg. v. Christian Danz. Schellingiana 27. frommann-holzboog: Stuttgart - Bad Canstatt 2017, 365 S., ISBN 978 3 7728 2790 7.**

Schellings Würzburger System bildet nach wie vor ein Stiefkind der Forschung. Zwar liegen in den letzten Jahren vermehrt Publikationen dazu vor, aber noch immer ist eine lohnende und hier dankenswertere unter der Herausgeberschaft von Christian Danz unternommene Aufgabe eine einführende Gesamtdarstellung zu liefern.

Christian Danz bietet mit „Schelling in Würzburg. Ein Prospekt“ eine gelungene Einleitung in den Sammelband. Ausgehend von dem persönlichen Auftreten Schellings nach zeitgenössischen Berichten, hin zu einer knappen Einordnung des Würzburger Systems in die Identitätsphilosophie und zum Berufungsprozess Schellings nach Würzburg, übergehend zu einer Übersicht der Lehrveranstaltungen, welche Schelling seinen 100 Hörern präsentierte, schließt die Einleitung nach einem eingefügten wichtigen Exkurs über die verschiedenen Kontroversen, die sich um Schelling in Würzburg rankten, mit der inhaltlichen Darstellung des „hohen systematischen Anspruchs“ des Würzburger Systems, die absolute Identität aus der Wurzel, dass es eines und dasselbe sei, „das da weiß, und das da gewußt wird“ (SW IV, 137) zu entfalten.

Alexander Schubach geht in seinem Beitrag „Reflexive Entwicklung und systematisch strukturelle Entfaltung des philosophischen Begriffs der absoluten Identität als Hinführung zu Schellings Würzburger System von 1804“ auf die Aufgabe der Identitätsphilosophie ein, indem er im ersten Teil die begriffliche Notwendigkeit, im zweiten Teil die systematische Entfaltung des vorauszusetzenden absoluten Prinzips nachzeichnet. Dabei konzentriert er sich auf die Verhältnisbestimmung der Prinzipien des Ideellen und des Realen und hebt hervor, dass eine echte Klärung eines Wirklichen erst durch die Rückführung auf ein einziges Prinzip geleistet sei. Von hier aus gewinnt er einen Blick auf den Systembegriff Schellings. So kann er im zweiten Teil die Entfaltung der absoluten Einheit thematisieren; dabei akzentuiert er den Begriff der Konstruktion, in dem das Beson-

dere so verstanden werden müsse: „Das Besondere [...] ist das Absolute in perspektivischer Darstellung“ (47), eine Formulierung, die einmal mehr die bekannte, systematische Nähe Schellings zur cusanischen Konjekturenlehre zeigt.

An diese Perspektive schließt sich Christian Danzs Beitrag „‘Endlich die Philosophie ist unter diesen Wissenschaften die symbolische.’ Anmerkungen zu Schellings Würzburger Symbolbegriff“ nahtlos an. Ausgehend, aber auch abgrenzend von Goethes Symbolbegriff weist Danz Schellings Bestimmung des Symbols als „Einheit von Sein und Bedeutung“ (56) aus. In seinem Beitrag versucht er die These einsichtig zu machen, das Identitätssystem konstruiere „Philosophie als symbolische Wissenschaft“ (58). Damit löse Schelling methodisch das Problem einer „Darstellung *im* Absoluten“ (59). So erweise sich der Symbolbegriff als Gegenstück zur „Konstruktion“. Von hier aus unternimmt es Danz, die Eingangsparagrafen des „Gesamten Systems“ im Sinne dieses Symbolbegriffs methodisch zu deuten. Die im Aufsatz gegebene Rückblende auf die Genese des Symbolbegriffs bei Schelling sei hier noch erwähnt; sie führt zu dem Ergebnis, dass der genannte Symbolbegriff erst mit der Identitätsphilosophie in dieser Weise verwandt wird, wengleich Schelling seit seinen frühen Arbeiten mit einem Symbolverständnis umgeht (welches theologischer und von Kant geprägter ist).

Paul Ziches „Wirklichkeit und Nichtigkeit. Naturphilosophie in Schellings Würzburger System“ akzentuiert produktiv eine Schwierigkeit der Würzburger Zeit: auf der einen Seite gibt Schelling ein identitätsphilosophisches System, auf der anderen zeigen sich beispielsweise in *Philosophie und Religion* Momente wie die Rede vom „Abfall“, welche auf ein anti-identitätsphilosophisches Denken hinweisen. Für Ziche liegt darin die „Dramatik des Würzburger Systems“. Sein Aufsatz beleuchtet diese anti-identitätsphilosophische Seite im Identitätssystem. Naturgemäß tritt dabei ein semantisches Wortfeld der „Nichtigkeit“ in den Vordergrund. Ziche zeigt, wie die Einführung von Polaritäten nicht zuletzt in einem abbildungstheoretischen Vokabular geschieht und dass im Hintergrund eine Auseinandersetzung Schellings mit Goethes Farbenlehre steht. Einer der wesentlich damit verbundenen Schritte ist, dass das „Ahnden“ eine neue

epistemische Kategorie wird. Denn wenn Erkenntnisformen und Natur sowie Polaritäten in der Zeit verschränkt werden, dann öffnet sich dieses Feld als eine berechnigte Kategorie des Erkennens.

Standen die ersten Artikel in einer recht engen Korrespondenz miteinander, wechselt Sebastian Schwenzfeuers „Erfahrungen des Ethischen. Überlegungen zu Schelling, Kant und Jonas“ nun in das Feld des Ethischen. Etwas überraschend ist der Eingang, der mit einer Analyse von Jonas einsetzt, um dann festzustellen: „Zum Problemkreis des Ethischen, wie er für Jonas sich bemisst, trägt Schellings Theorie der Sittlichkeit unmittelbar nichts bei“ (109). Der eigentlich zentrale Punkt der Überlegungen trifft Schellings Würzburger Ablehnung einer Ethik, die an ein Individuum gebunden ist. „Als eine Tugend, die das Individuum sich geben könnte“ ist „die Sittlichkeit aus meinem System ausgeschlossen“ (SW VI, 557). Verloren geht Schelling dabei das „Gefordertsein“ des Guten. Gutes und Böses werden „gleichgültig“. Ein weiterführender Blick auf die Zeit nach dem Würzburger System und ein Rückbezug auf Jonas wäre hier noch interessant gewesen.

Ulrich Barth setzt in „Das Verhältnis von Staat und Religion. Überlegungen zu Schellings Würzburger System von 1804 und dessen rechtsphilosophischen Hintergründen“ damit ein, dass Schellings Staatskonzeption in der Würzburger Zeit in einem argen Gegensatz zu dem steht, was als „Ältestes Systemprogramm“ überliefert ist. Wenn dieser Text von Schelling sein sollte, dann läge hier ein erheblicher Bruch vor. Für das „Gesamte System“ hebt Barth vier Punkte hervor: Die Idee des Staates sei nunmehr aus der Konstruktion der Idee gewonnen (nicht aus dem Naturrecht oder der Rechtswissenschaft; der Staat müsse „Bild der Verfassung des Ideenreiches“ sein (SW V, 260) (übrigens eine Wendung, die auf die kommende Aufhebung des Staates im weiteren Werk hindeutet); der Staat besitze sittliche Totalität, weil er ein Ganzes sei, welches alles andere umgreife (ein eigentlich durchaus antiker Gedanke); der Staat ist schließlich Organismus.

Christopher Arnold widmet sich in „Die Theologietheorie der ‚Methodologie‘ im Licht der theologischen Frühschriften Schellings“ der 1803 publizierten Schrift *Über die Methode des akademischen Studiums*.

Seinen Ausgangspunkt bildet die dort geäußerte Kritik Schellings, der Standpunkt, von dem aus die Wahrheit der Theologie zu erfassen sei, sei vollständig „verloren und vergessen“ (SW V, 296). Argumente dafür sind: Aufklärung, Supranaturalismus und Vernunftreligion. Die Genese dieser Kritikpunkte entwickelt Arnold in seinem Beitrag aus den theologischen Frühschriften heraus. Er zeigt, dass Schelling – wieder einmal – als theologische Methode diejenige der (realen und idealen) Konstruktion in der Methodenschrift in Anschlag bringt. Hier finden sich überzeugende Parallelen zu Danz' Überlegungen zum Symbolbegriff. Theologie wird in dieser Konstruktion zur höchsten Synthese des Historischen und des Systematischen (eine interessante Vorwegnahme der Idee einer Problemgeschichte des Neukantianismus).

Von der Theologie zur Kunst: Christoph Binkelmans „‘Es ist also der Charakter, der entscheidet.’ Die moderne Tragödie der Freiheit in Schellings *Philosophie der Kunst*“ widmet sich der Theorie der Tragödie. Binkelman hebt eingangs hervor, dass dieses Stück sich im hohen Maße Schelling selbst verdanke und sehr eigenständig dastehe. Er erklärt dieses primär nicht historisch, sondern systematisch, da eben die Einheit von Freiheit und Notwendigkeit eine zentrale Bedeutung im Würzburger System habe. Tragödientheorie und Freiheitstheorie sind also zutiefst verbunden. Gleichwohl zeigt die weitere Analyse (187), dass Schelling Kant, aber wohl mehr noch Schiller sehr viel verdankt. Interessant ist Binkelmans Darstellung auch aus der Sicht der weiteren Werkentwicklung, wird doch deutlich, dass die Tragödientheorie durch Einbezug von Freiheit, Natur, Schicksal und Vorsehung im Kontext einer Geschichtlichkeit die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung mit grundlegt.

Clemens Tagnerdings „Gefühle als Quellen wissenschaftlicher Arbeit“ bietet eine detailreiche Aufarbeitung des „Streits zwischen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und Johann Jakob Wagner“, so der Untertitel des Beitrags, in der Würzburger Zeit und deutet sie im Rahmen einer Konflikttheorie der Gefühle.

Michael Hackls „System im Werden. Schellings und Hegels gemeinsame Anfänge“ widmet sich der Genese des Würzburger Systems in bestimmten Facetten. Verdienstvoll ist, dass er die Bedeutung

Baaders in diesem Zusammenhang unterstreicht (268f.). Baader ist es, der Schelling wesentlich von der Dreizahl auf die Vierzahl bringt: Vier Metalle, vier Weltgegenden, auch vier Potenzen. Dass Hackl hier gegen Ziche votiert, der Hegel die Triade, Schelling den Quaternar schwerpunktmäßig zugeordnet hat, scheint nicht ganz gerechtfertigt. Insgesamt dürfte aber diese Frage noch nicht an ihr Ende gekommen sein, und es ist sicher für das Verständnis beider Denker hilfreich, diesen Aspekt methodisch im Auge zu behalten.

Jan Rohls „Schelling und die Heidelberger Romantik. Das Verhältnis von Schelling und Creuzer seit 1804“ leistet mehr als der Titel verspricht, indem der Beitrag eingangs das Umfeld, in dem Creuzer wie Schelling stehen, vor allem Görres, in den Blick nimmt. Naturgemäß konzentriert sich auch dieser Beitrag auf Symbol und Mythe; dabei wird das Verhältnis zwischen Creuzer und Schelling über die Würzburger Zeit hinaus jeweils kurz, aber prägnant umrissen. Hier wird ein ganzes Forschungsfeld sichtbar, welches hoffentlich bald monographisch gefüllt wird. Denn Creuzer ist ein für Schellings Symbolbegriff und damit für seine Idee der Konstruktion wie der Mythologie unterschätzte Figur.

Georg Essens „‘Alles von Gott – durch die Vernunft – und für sie‘“ befasst sich mit „Johann Sebastian Drey als Leser von Schellings Methodenschrift“. Der zur Tübinger katholischen Schule gehörende Drey hat sich wie manche von Schelling theologisch anregen lassen. Interessanterweise spielt Schellings Methodenschrift bei Drey eine Rolle im Kontext des Streits um Lessings Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente“, womit das Verhältnis von Vernunft und Geschichte in der Theologie im Mittelpunkt steht.

Ohne jeden Zweifel handelt es sich um einen reichhaltigen Band, der das Phänomen des „Würzburger Schellings“ sicher nicht systematisch erschöpfend erschließt, aber facettenreich und durchaus von gezielten und wichtigen Perspektiven aus gewinnbringend diese Phase von Schellings Wirken beleuchtet.

Harald Schwaetzer, Bernkastel-Kues